

NDR – Radiobeitrag am 22.10.2026: Der Nächste – fünf Menschen auf einer Straße

Liebe Hörerinnen und Hörer,

vor Kurzem bin ich in einem Gottesdienst an eine der bekanntesten Geschichten aus dem Neuen Testament erinnert worden. Sie handelt von einem Mann, der auf Reisen ist. Mitten auf der Straße wird er überfallen. Er wird schwer verletzt, ausgeraubt und ist hilflos. Ein anderer kommt vorbei. Sieht ihn. Bleibt stehen und hilft ihm. Diese Geschichte ist uns als das Gleichnis vom barmherzigen Samariter bekannt. Heute möchte mit Ihnen einmal genauer auf diese Erzählung schauen. Und dabei fällt auf: Jesus erzählt hier nicht nur von einem barmherzigen Menschen. Er erzählt von fünf Menschen, fünf Akteure gehören zu dieser Geschichte: ein Opfer, ein Priester, ein Levit, ein Samariter und ein Wirt. Vor der Geschichte steht aber eine Frage. Ein Gesetzeslehrer kommt zu Jesus und fragt ihn: Was muss ich tun, um das ewige Leben zu bekommen? Jesus verweist ihn auf das, was die jüdischen Schriften dazu aussagen. Der Mann kennt diese Schriften und beantwortet die von ihm selbst gestellte Frage so. Er sagt: Du sollst Gott lieben – mit deinem ganzen Herzen, mit deiner ganzen Seele, mit deiner ganzen Kraft und mit deinem ganzen Denken. Und: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. Jesus sagt: Richtig, das stimmt. Aber der Gesetzeslehrer gibt sich damit nicht zufrieden. Er stellt eine weitere Frage: Wer ist denn mein Nächster? Das klingt zunächst nach einer harmlosen Frage. Aber vielleicht ist sie viel tiefer, als sie klingt. Denn hinter dieser Frage steckt eigentlich auch: Wer gehört dazu? Für wen bin ich verantwortlich? Wem muss ich helfen? Aber vielleicht auch der Gedanke: Bei wem darf ich vorbeigehen, ohne ein schlechtes Gewissen haben zu müssen? Und Jesus beantwortet diese Frage nicht mit einer kurzen Definition. Ihm geht es um mehr als eine Antwort auf eine Frage. Er erzählt eine Geschichte.

Da ist zuerst der erste Akteur: das Opfer. Ein Mensch ist auf dem Weg von Jerusalem nach Jericho. Er wird von Räubern überfallen. Sie nehmen ihm alles. Sie schlagen ihn nieder. Und sie lassen ihn halbtot liegen. Mehr erfahren wir nicht über diesen Menschen. Jesus sagt nicht, ob er reich ist oder arm. Nicht, ob er gläubig ist. Nicht, welcher Volksgruppe er angehört. Nicht, ob er ein guter oder ein schwieriger Mensch ist. Er ist einfach ein Mensch in Not. Und genau das ist entscheidend. Denn wenn wir einem Menschen helfen sollen, stellen wir vielleicht manchmal sehr schnell Fragen: Wie ist er überhaupt in diese Situation gekommen? Ist er am Ende selbst schuld? Warum hat er nicht besser aufgepasst? Jesus beantwortet diese Fragen nicht. Er sagt nur: Da liegt ein Mensch. Er braucht Hilfe. Das genügt. Und vielleicht ist das hier auch die erste Lehre in dieser Geschichte: Not muss nicht erst ihre Berechtigung nachweisen. Ein Mensch muss nicht erst beweisen, dass er unsere Hilfe verdient. Wer Hilfe braucht, ist einfach da.

Dann kommt der zweite Akteur: der Priester. Er sieht den Verwundeten. Das ist wichtig. Jesus sagt nicht: Er hat ihn übersehen. Nein. Er sieht ihn. Und er geht vorüber. Vielleicht hat er Gründe. Vielleicht schätzt er die Situation als gefährlich für ihn ein. Wohlmöglich weiß er nicht, ob die Räuber noch in der Nähe sind und hat Angst. Vielleicht ist er auf dem Weg zu einer wichtigen Aufgabe und in Eile. Wir wissen es nicht. Jesus sagt es uns nicht. Er beschreibt nur die Handlung: Der Priester sieht den Menschen – und geht weiter.

Dieser Teil der Geschichte hat etwas Unbequemes für den Hörer: Das klingt nach Gleichgültigkeit und Desinteresse. Und hier wird klar: Gleichgültigkeit beginnt nicht unbedingt damit, dass wir nichts sehen. Manchmal beginnt sie damit, dass wir sehen und trotzdem weitergehen. Wir kennen das auch heute. Ein Mensch sitzt allein. Jemand weint. Eine Kollegin wirkt überfordert. Ein Nachbar braucht Unterstützung. Ein alter Mensch kommt mit einer schweren Tasche die Treppe hinauf. Jemand wird ausgegrenzt. Ein Jugendlicher zieht

sich zurück. Wir sehen es. Und manchmal gehen wir vorbei. Nicht unbedingt, weil wir schlechte Menschen sind. Sondern weil wir beschäftigt sind. Weil wir keine Zeit haben. Weil wir uns nicht einmischen wollen. Weil wir nicht wissen, was wir tun sollen. Aber Jesus stellt uns hier eine einfache Frage: Was mache ich mit dem, was ich sehe?

Dann kommt der dritte Akteur: der Levit. Auch er kommt an die Stelle, wo das Opfer liegt. Auch er sieht den Verwundeten. Auch er geht vorüber. Zwei Menschen sehen dieselbe Not. Zwei Menschen gehen weiter.

Und dann kommt der vierte. Der Samariter. Und hier verändert sich die Geschichte. Denn Jesus erzählt bewusst von einem Samariter. Für viele Menschen im jüdischen Volk damals war ein Samariter kein naheliegendes Vorbild. Im Gegenteil: Zwischen Juden und Samaritern bestanden tiefe Spannungen und Vorurteile. Und ausgerechnet dieser Fremde tut, was die anderen nicht tun. Er sieht den Verwundeten. Aber er sieht nicht nur mit den Augen. Jesus sagt: Als er ihn sah, hatte er Mitleid mit ihm. Er lässt sich anrühren. Und dann tut er etwas: Er geht zu dem Verwundeten. Er verbindet seine Wunden. Er versorgt ihn. Er hebt ihn auf sein eigenes Reittier. Er bringt ihn in eine Herberge. Und er kümmert sich um ihn. Und lassen Sie uns hier einmal darauf achten, wie viele Verben Jesus bei der Beschreibung dieses Samariters verwendet. Er sieht. Er hat Mitleid. Er geht hin. Er verbindet. Er hebt auf. Er bringt. Er pflegt. Er bezahlt. Er verspricht weitere Hilfe. Barmherzigkeit ist bei Jesus kein Gefühl, das im Inneren bleibt. Barmherzigkeit wird praktisch. Sie bekommt sozusagen Hände und Füße. Sie kostet Zeit. Sie kostet Kraft. Sie kostet manchmal Geld. Und manchmal kostet sie sogar etwas von unserer Bequemlichkeit.

Aber die Geschichte ist noch nicht zu Ende erzählt. Denn da ist noch ein fünfter Akteur: der Wirt. Der Samariter bringt den Verwundeten in eine Herberge. Und dort übergibt er ihn dem Wirt. Er gibt ihm Geld und sagt sinngemäß: Kümmere dich um ihn. Und wenn du mehr für ihn ausgeben musst, werde ich es bezahlen. Das ist ein bemerkenswertes Detail. Denn der Samariter erkennt: Ich kann nicht alles selbst tun. Er hilft. Aber er weiß auch: Jetzt braucht es jemand anderen, der weiterhilft. Und genau hier bekommt die Geschichte eine weitere Dimension. Nächstenliebe bedeutet nicht, dass einer alles allein machen muss. Es gibt Menschen, die Erste Hilfe leisten. Und es gibt Menschen, die danach pflegen. Es gibt Menschen, die einen Menschen aus einer Notlage herausholen. Und es gibt Menschen, die ihn über Wochen oder Monate danach weiter begleiten. Es gibt den spontanen Helfer. Und es gibt die professionelle Hilfe.

Fünf Menschen also. Das Opfer. Der Priester. Der Levit. Der Samariter. Und der Wirt. Fünf Akteure. Am Ende dieser Geschichte stellt Jesus eine überraschende Frage. Er fragt den Gesetzeslehrer nicht: Wer ist denn nun der Nächste? Er fragt: Wer ist dem Verwundeten zum Nächsten geworden? Das ist ein kleiner Unterschied. Aber eigentlich ist es ein großer Perspektivwechsel. Der Gesetzeslehrer hatte gefragt: Wer gehört zu meinem Verantwortungsbereich? Jesus fragt: Wem werde ich zum Nächsten? Nicht: Wer ist mein Nächster? Sondern: Für wen kann ich ein Nächster sein?

Und er macht damit auch klar, dass Nächstenliebe keine Landkarte ist, wo es um Grenzen geht. Sie sagt nicht: Bis hierher und nicht weiter. Nächstenliebe beginnt dort, wo ich einem Menschen begegne. Vielleicht einem Menschen, den ich kenne. Vielleicht einem Fremden. Vielleicht sogar einem Menschen, mit dem ich eigentlich nichts zu tun haben möchte. Und hier wird diese alte Geschichte hoch aktuell. Denn auch unsere Straßen heute sind voll von Menschen, die Hilfe brauchen. Nicht unbedingt Menschen, die blutend am Straßenrand liegen. Manchmal sind es unsichtbare Wunden: Einsamkeit. Trauer. Überforderung. Angst. Armut oder Krankheit. Eine zerbrochene Beziehung. Ein Mensch, der nicht mehr weiß, wie es weitergehen soll. Und wahrscheinlich begegnen wir solchen Menschen jeden Tag.

Die Frage ist nicht: Gibt es Menschen in Not? Die tatsächliche Frage ist: Was tun wir, wenn wir ihnen begegnen? Sehen wir sie? Gehen wir vorbei? Bleiben wir stehen? Und manchmal ist der erste Schritt gar nicht spektakulär. Vielleicht ist es ein Anruf. Ein Besuch. Ein Gespräch. Eine Einladung. Ein offenes Ohr. Ein Begleiten zum Amt. Ein Arztbesuch. Eine Stunde Zeit. Oder einfach der Satz: Ich sehe, dass es dir nicht gut geht. Kann ich etwas für dich tun? Das sind kleine Dinge. Aber für den Menschen, der sie empfängt, können sie groß sein.

Und vielleicht gibt es in dieser Geschichte, die mit ihrer Botschaft plötzlich unsere Gegenwart erreicht hat, auch einen sechsten Menschen. Einen, den Jesus nicht erwähnt hat: Uns alle. Denn irgendwann sind wir nicht mehr nur Zuhörer der Geschichte. Wir stehen auf einmal selbst auf dieser Straße nach Jericho. Und dann können wir der Mensch sein, der Hilfe braucht. Dann sind wir das Opfer. Dann sind wir angewiesen auf einen Menschen, der stehen bleibt. Aber ein anderes Mal sind wir vielleicht der Samariter. Oder der Wirt. Oder – und das ist die unangenehme Möglichkeit – auch wie der Priester oder der Levit. Der Mensch, der sieht und weitergeht. Wir sind nicht immer dieselbe Figur. Das Leben wechselt die Rollen. Heute brauche ich Hilfe. Morgen kann ich helfen. Heute bin ich schwach. Morgen kann ich jemandem Kraft geben. Heute bin ich auf einen Wirt angewiesen. Morgen kann ich vielleicht selbst eine Herberge sein. Vielleicht ist das eine der schönsten Botschaften dieses Gleichnisses: Keiner von uns ist nur Helfer. Und keiner von uns ist nur Hilfsbedürftiger. Wir brauchen einander.

Am Ende sagt Jesus zu dem Gesetzeslehrer nur einen Satz: Geh hin und tu desgleichen. Nicht: Analysiere, was ich gesagt habe und diskutiere es. Definiere deinen Nächsten. Sondern: Geh hin. Tu desgleichen. Das Christliche an dieser Geschichte ist deshalb nicht zuerst, dass wir möglichst viele gute Dinge tun sollen. Es geht tiefer. Es geht um eine Haltung. Eine Haltung, die den anderen Menschen wahrnimmt. Eine Haltung, die sich berühren lässt. Eine Haltung, die nicht zuerst fragt: Was habe ich davon? Sondern: Was braucht dieser Mensch jetzt? Und wohlmöglich ist das die eigentliche Bedeutung von Nächstenliebe: Ich mache den Menschen neben mir nicht zu einem Projekt. Nicht zu einem Problem und nicht zu einer guten Tat. Sondern zu meinem Nächsten. Nicht weil er mir ähnlich ist. Nicht weil er zu meiner Gruppe gehört. Nicht weil er mir etwas zurückgeben kann. Sondern weil er ein Mensch ist und damit ein Kind Gottes.

Fünf Akteure begegnen uns auf dieser Straße nach Jericho. Das Opfer erinnert uns daran: Jeder Mensch kann Hilfe brauchen. Der Priester erinnert uns: Sehen allein reicht nicht. Der Levit erinnert uns: Man kann Not wahrnehmen und trotzdem vorbeigehen. Der Samariter zeigt uns: Barmherzigkeit wird konkret - es geht um Taten, um Zuwendung. Und der Wirt erinnert uns: Nächstenliebe kann auch bedeuten, Verantwortung zu teilen und Hilfe weiterzuführen. Und über allen fünf steht die Frage Jesu: Nicht: Wer ist mein Nächster? Sondern: Wem werde ich zum Nächsten?

Vielleicht begegnet uns morgen ein Mensch auf unserer Straße. Vielleicht sitzt er nicht am Straßenrand sondern sitzt uns gegenüber. Wohlmöglich steht er an der Supermarktkasse. Vielleicht arbeitet er neben uns. Vielleicht lebt er eine Etage über uns oder wohnt schon seit Jahren in unserer Nachbarschaft. Vielleicht spricht er eine andere Sprache und ist uns sogar fremd. Aber ganz sicher reicht ein Moment des Hinsehens. Ein Moment des Stehenbleibens. Ein Moment der Barmherzigkeit. Und ganz sicher beginnt genau dort Nächstenliebe. Dort, wo aus einem Fremden ein Mensch wird. Und aus einem Menschen neben mir mein Nächster. Geh hin, sagt Jesus, und tu desgleichen.

Ich wünsche Ihnen einen gesegneten Sonntag.